

**1. Auflage, September 2018**  
**ISBN 978-3-947379-05-7**

Covergestaltung: Sebastian Tramsen und Friederike Kohnke  
Textsatz: Sebastian Tramsen

## **Verlag**

Initia Medien und Verlag UG  
(haftungsbeschränkt)  
Woltersburger Mühle 1  
29525 Uelzen

Tel. 0581 / 971 570 - 60

[info@initia-medien.de](mailto:info@initia-medien.de)  
[www.initia-medien.de](http://www.initia-medien.de)

Sitz der Gesellschaft: Uelzen  
Amtsgericht Lüneburg, HRB 205137  
Geschäftsführerin: Eva Neuls

*Handlung und Personen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Ereignissen, sowie lebenden oder verstorbenen Personen sind unbeabsichtigt und rein zufällig.*

Carsten Schlüter

# Das dunkle Ende der Straße



## Kapitel 1

Der Gegner war direkt vor ihm.

Starrte ihn an, hielt ihn gebannt. Wie die Schlange das Kaninchen.

Und er starrte zurück, wusste, dass er ihn nicht besiegen könnte. Nicht heute. Heute hatte er schon verloren.

Also rieb sich Quinn Carew die müden Augen und wandte sich von dem weißen Bildschirm ab. Er saß fest in dieser Story, einer Story, die sowieso schon gestorben war. Sie wollte nicht geschrieben werden. Und Howell wollte auch nicht, dass sie geschrieben wurde. Für gewöhnlich interessierte es Quinn nicht sonderlich, was sein Chefredakteur wollte – doch der Dolchstoß von oben hatte ihm zu schaffen gemacht. Es war das erste Mal, dass Bruce Howell eine brisante Geschichte von ihm gekippt hatte. Nicht, dass es in dieser Stadt besonders viel davon gegeben hätte. Und diese war außerdem gut. Schon auf den ersten Blick.

Aber trotzdem...

„Na, träumen Sie schon wieder vom Pulitzer, Carew?“

Quinn hob den Blick. Die massige Gestalt von Bruce Howell stand vor ihm, im offenen Zweireiher, mit rotem Gesicht und dem schmalen Haarband um den Kopf. Howell hatte alle Eigenschaften eines Vertreterklischees. Nur seine listigen, kleinen und wachen Augen verrieten, dass er einst ein echter Journalist gewesen sein musste. Genau wie Quinn war er in dieser Stadt aufgewachsen, hatte bei dieser Zeitung sein Handwerk gelernt, bevor er weiter zog zu einem größeren Blatt – und dann zurückkam. Als Chefredakteur und später auch als Geschäftsführer, seit die Lokalzeitung von einem größeren Verlag geschluckt worden war. Ihre Lebensläufe glichen sich bis hierhin so sehr, dass Quinn schon Angst hatte, genauso zu enden, wie sein Boss.

Doch im Grunde fehlte ihm dazu der Ehrgeiz.

Er streckte sich und warf Howell ein müdes Lächeln über den Bildschirm seines Computers zu.

„Wie soll ich vom Pulitzer träumen, wenn Sie alle Geschichten, die preisverdächtig sind, kippen?“

Howell verdrehte die Augen. „Hängen Sie immer noch dieser Krankenhausstory nach, Quinn?“

„Natürlich tue ich das. Und ich werde sie auch schreiben, ob Sie sie veröffentlichen oder nicht.“

„Warum haben Sie sich so darin verbissen?“

„Weil sie gut ist. Und weil etwas in diesem Krankenhaus stinkt. Wissen Sie, wie viele Mails ich bekomme, von Menschen, die nach einer Behandlung schlimmer dran waren, als vorher? Die Hygiene in dem Laden ist unter aller Sau. Allein die Infektionen, die bekannt werden, müssten schon reichen, um den Laden dicht zu machen. Von der Dunkelziffer will ich gar nicht reden.“

„Und das alles haben Sie von Ihrer ominösen Quelle...“

„Machen Sie sich nicht lustig, Mr. Howell. Sie wissen selbst, wie wichtig es ist, die Quelle zu schützen.“

„Vor dem Chefredakteur?“

Quinn antwortete nicht. Damit machte er ihn jedes Mal mundtot. Natürlich war es kein Vertrauensbeweis, dass er Howell nicht verriet, von wem er seine Informationen hatte. Aber sein Boss hatte von Anfang an etwas gegen diese Geschichte gehabt. Und Quinn wusste, dass er der Geschäftsführung des Krankenhauses nahestand. Schließlich waren sie auch wichtige Anzeigenkunden. Und Howell hatte niemals vorher den Namen einer Quelle gefordert. Quinn fürchtete, dass er im Auftrag der Klinik an die Informationen kommen sollte, um die Person zu diskreditieren. Also hatte Howell seinen Standpunkt deutlich gemacht: Kein Quellenname, keine Geschichte. So biss sich die Schlange in den Schwanz.

„Es ist ja nicht nur die hohe Zahl an Infektionen“, versuchte Quinn einen anderen Weg einzuschlagen – auch wenn der schon vorher in eine Sackgasse geführt hatte.

„Da sind auch noch die hohen Investitionen.“

Howell verdrehte schon wieder die Augen und Quinn glaubte langsam, dass er diese unschöne Geste nur für ihn einstudiert hatte. „Was ist schlimm daran, ein Unternehmen auszubauen und ihm dadurch Wettbewerbsvorteile zu sichern?“

„Es ist das einzige Krankenhaus in dieser Stadt. Es GIBT keinen Wettbewerb. Und wieso sollte ich Millionen in den Aufbau einer Hirnforschungsabteilung investieren, wenn ich angeblich nicht mal genug Geld habe, um meine medizinischen Bestecke anständig sauberzuhalten?“

Howell zuckte die Schultern. „Zweckgebundene Regierungsfördermittel.

Die können nur in bestimmte Bereiche gesteckt werden. Aber dadurch kommt unser geliebtes Krankenhaus ja vielleicht auch endlich in den Genuss von genügend Einnahmen, um auch die anderen Baustellen bearbeiten zu können. Himmel, Carew, wie oft wollen Sie diesen Streit eigentlich noch mit mir führen?“

„So lange, bis Sie anerkennen, dass da etwas faul ist und mich recherchieren lassen. Sie waren doch auch mal Journalist, Howell! Sie müssten das doch riechen können.“

Erst jetzt fiel es Quinn auf, wie still es in dem Großraumbüro war, und dass einige seiner Kollegen schon verstohlen über den Rand der niedrigen Stellwände blickten, die ihren Arbeitsplatz abtrennten.

Howell stand nur da mit festgefrorenem Blick.

Einem Blick, der alles bedeuten konnte.

Dann aber zuckte es nur um seine Mundwinkel und der Chefredakteur entspannte sich wieder. Quinn wusste, dass er mehr Freiheiten hatte, als andere Kollegen. Aber er wusste auch, dass er den Bogen nicht überspannen durfte. Wenn Howell befürchten musste, sein Gesicht verlieren zu können, schlug er zurück und wies den Querulanten in seine Grenzen.

„Ich BIN Journalist, Quinn. Und ich bin noch mehr.“ Er hatte seine Stimme gefährlich gesenkt und kam einen Schritt näher heran.

„Ich bin auch für all diese Leute hier verantwortlich. Und das bedeutet, dass ich nicht meinem idealistischen Schreiber-Herzen folgen kann. Ich muss zusehen, dass diese Zeitung überlebt. Und das ist nicht von mir allein abhängig, sondern leider auch von den Leuten, die dieses Blatt mit ihrem Geld finanzieren. Und bevor Sie einwenden, dass das die Leser sind, widerspreche ich ihnen lieber gleich, Carew: Es sind die Kunden, die Anzeigen schalten. Und mir obliegt die Gratwanderung, diese Menschen nicht zu vergraulen und trotzdem die journalistische Ethik zu wahren. Sie können mich von Ihrem hohen Ross aus gerne dafür verurteilen, Quinn. Aber erst wenn Sie ein paar Schritte in meinen Schuhen gegangen sind. Verstehen wir uns?“

Quinn spürte, wie er rot wurde und den Blick senkte. Aber ganz aufgeben wollte er noch nicht. „Trotzdem: Diese Story ist gut. Und sie ist wichtig.“

Howell reckte sich und rollte mit den Schultern, als hätte er gerade einen schweren Boxkampf hinter sich. „Ich habe ein Trostpflaster für Sie.“

Quinn sah den Notizzettel, den sein Boss ihm über die Trennwand hielt.

In seiner typischen, abgehackten Handschrift hatte er einen Namen und eine Adresse drauf gekritzelt.

„Eine Theresa Bogg rief vorhin an. Wohnt unten in den Hochhaus-Baracken hinter den Docks. Ihr Mann ist seit einigen Tagen nicht nach Hause gekommen.“

Quinns Augen weiteten sich. „Im Ernst? Das ist was für die Polizei.“

Howell wiegte den Kopf. „Auch. Aber vielleicht nicht nur. Henry Bogg arbeitet unten in der Fischfabrik. Sicher haben Sie von den Übernahmegerüchten gehört. Machen Sie was Menschliches draus: Die Geschichte eines Mannes ohne Perspektive oder so etwas. Gehen Sie hin, hören Sie sich an, was die Frau zu sagen hat. Sprechen Sie mit der Polizei. Irgendwas wird schon dabei rumkommen. Und sei es nur, dass Sie sich mal etwas Ablenkung und frische Luft verschaffen.“

Quinn zog die Brauen hoch. „Frische Luft bei den Legebatterien? Na, vielen Dank.“

Howell zwinkerte ihm zu und verschwand Richtung Büro, ein geräumiger Glaskasten in der Mitte des großen Redaktionsraumes. Quinn sah ihm nach, wie er darin verschwand und dann die Jalousien herunterließ.

Er seufzte, schnappte sich seine gepackte Arbeitstasche und die alte Lederjacke, und ging zum Fahrstuhl. Die heutige Schlacht gegen den weißen Bildschirm würde er eh nicht mehr gewinnen. Nicht, wenn sein Feind den mächtigen Bruce Howell zur Hilfe geholt hatte. Vielleicht hatte der ja ausnahmsweise einmal recht, und ein bisschen smogverseuchte Seeluft, gepaart mit abgestandenen Küchengerüchen würde tatsächlich seinen Schädel wieder freimachen.

Quinn hatte keine Lust auf die Treppen, also wartete er geduldig vor dem altersschwachen Lift. Der rechteckige Betonklotz, in dem die Zeitung ihr Zuhause hatte, besaß drei Geschosse und einen Keller. Die Redaktion war ganz oben untergebracht, und der Fahrstuhl darum sehr beliebt. Quinn starrte gedankenverloren gegen die Tür und versuchte, sich nicht über die verlorene Story zu ärgern.

„Na, ein neuer Kampf im Olymp?“

Er zuckte zusammen und sah neben sich das lächelnde Gesicht von Edgar Manning. Der Mann war Institution, Koryphäe und Inventar in einem. Sein schlohweißes, welliges Haar und der wohl gestutzte ebenfalls weiße Vollbart verliehen ihm die Würde hohen Alters. Doch die funkelnden, eis-

blauen Augen und der lächelnde Mund strafte diesen Eindruck Lügen. Edgar Manning war Wissenschaftsredakteur und seit Urzeiten Bestandteil der Zeitung. Niemand, der hier arbeitete, hätte sagen können, wie lange er schon hier war. Er war einfach immer da. Und er bekam alles mit...

Quinn hob die Schultern. „Ein ungleicher Kampf.“

Edgar Manning seufzte. „Du solltest dir die Geschichte nicht ausreden lassen, Junge. Nach allem was du erzählt hast, steckt eine Menge dahinter.“

„Ich versuche dranzubleiben. Wenn Howell mich nicht mit Botendiensten zumüllt.“

Der Lift kam und die beiden Männer stiegen ein.

„Und wie geht es der guten, alten Erde?“

Manning lachte.

Schon seit Langem hatte er sich auf ökologische Aspekte in seiner Arbeit konzentriert – und ebenfalls einen Rüffel von Howell eingefahren. Zu deprimierend, zu wenig lokal...

„Sie geht in die Knie, mein Freund. Aber das mit dem größtmöglichen Maß an Würde.“

„So schlimm?“

Manning seufzte. „Das Korallensterben am Great Barrier Reef ist nicht mehr zu stoppen. Die Mangroven-Wälder verschwinden immer weiter, genauso wie die Polkappen. Und die Chinesen leeren die Meere aus. Soll ich weitermachen?“

„Lieber nicht. Der Tag ist eh schon beschissen genug.“

Manning hob die Schultern. „Na ja, du weißt ja: Ich bin eh der Schwarzmaler vom Dienst. Das wäre nicht mal schlimm, wenn es wenigstens noch irgend jemanden interessieren würde.“

Die Fahrstuhlkabine stoppte und die Männer traten in die Halle.

„Wohin geht's denn?“

Quinn deutete zur Ausgangstür. „Soll einen verschwundenen Hafearbeiter finden. Und bei dir?“

„Kantine.“

„Wow, und ich dachte, ich sei schlimm dran.“

Die beiden Männer lachten und verabschiedeten sich.

Quinn trat auf den Parkplatz und schlug den Kragen seiner Lederjacke hoch, während er versuchte, mit schnellen Schritten dem Regen und dem anhaltenden Wind zu entkommen. Er warf sich in den Fahrersitz



seines alten Ford und stellte den Rückspiegel ein. Was er sah, gefiel ihm gar nicht. Unter den dunklen Augen lagen ebenso dunkle Ränder. Er war unrasiert, die Wangen eingefallen. Er sah nicht nur älter aus als Ende dreißig, er fühlte sich auch so. Dumpf, taub, abgeschlagen. Und das schon seit ein paar Wochen.

Seit dem Jahreswechsel vor zwei Wochen war die Sonne nicht mehr rausgekommen. Der Himmel lag unter einer massiven, grauschwarzen Wolkendecke und schien einen unerschöpflichen Vorrat an Regen im Gepäck zu haben. Dazu der anhaltende Wind und Temperaturen, die sich nicht entscheiden konnten, ob sie Winter oder Herbst sein sollten. Das zog nicht nur Quinn runter. Er hatte das Gefühl, nur noch mürrischen und verbitterten Menschen zu begegnen – von Edgar Manning mal abgesehen, dem offenbar nichts das Gemüt verhageln konnte. Vielleicht nahm Quinn sie auch nur so wahr, weil er sich selbst mürrisch und verbittert fühlte.

Er war unzufrieden – mit dem Job, seinem Leben und sich sowieso. Er hatte längst anfangen wollen mit Sport. Er war nicht groß, nicht athletisch und ziemlich faul. Beste Voraussetzungen um anzusetzen. Die ungesunde Ernährung leistete ihr Übriges.

Also versuchte er wenigstens noch kurz, das schwarze, widerspenstige Haar irgendwie in Form zu bringen, damit er nicht wie ein Penner bei der armen Frau auftauchte. Dann startete er den Wagen und lenkte ihn durch die Stadt, einer neuen Geschichte entgegen.

\*

„Er wird sicherlich gleich hier sein.“

Die Frau, die auf dem ausgesessenen Sofa hockte und auf das schmutzige Fenster starrte, hörte die Worte ihrer Freundin kaum.

Theresa Bogg war wie betäubt. Sie genoss diesen Zustand und hatte keine Lust, etwas daran zu ändern. Er half ihr, die Kopfschmerzen zu vergessen, die sie seit Tagen plagten. Er half ihr dabei, sich nicht zu fragen, wo ihr Mann steckte.

Er half ihr dabei, nicht über ihr Leben nachzudenken.

Jeder Schmerz, jeder Anflug von Wut und Trauer war einer wohltuenden Taubheit gewichen. Der Joint tat seine Wirkung. Und auch das Baby war

endlich eingeschlafen. Sie hätte das Geschrei auch keine Minute länger ertragen können.

Seit sechs Uhr war sie wach. Der Kater von letzter Nacht war nicht mal ganz verschwunden. Henry hingegen schon. Dass er eine Nacht weggeblieben war, hatte sie einfach so hingenommen. Erst gestern Abend hatte sie in der Fabrik angerufen und erfahren, dass er auch nicht zur Wochenendschicht erschienen war. Dann der Anruf bei der Polizei. Die hatten sie offenbar für hysterisch gehalten, gelangweilt die Personalien aufgenommen und gesagt, sie würden mal sehen, was sie tun können. Indirekt hatten sie aber Theresa zu verstehen gegeben, sich keine Sorgen zu machen und durchblicken lassen, dass er sicher nur zu einer mehrtägigen Safttour aufgebrochen war. Theresa hätte alles geglaubt, nur um sich nicht zu sorgen. Also hatte sie sich ein paar Drinks genehmigt und war irgendwann auf dem Sofa eingeschlafen.

Doch heute morgen war er immer noch nicht wieder aufgetaucht. Das Baby hatte sie geweckt und wollte sich kaum noch beruhigen lassen. Also hatte Theresa noch mal bei der Polizei angerufen. Dann bei Stella, und sie gebeten vorbei zu kommen. Sie arbeitete in einer Bar und hatte tagsüber meistens frei. Es war ihre Idee, die Zeitung einzuschalten, um bei der Polizei vielleicht ein bisschen Druck zu machen. Außerdem hatte sie ein Händchen für das Baby und konnte die Kleine in kürzester Zeit beruhigen, während Theresa sich eine „Spezial-Zigarette“ drehte.

Jetzt hockte sie auf dem Sofa und starrte ins Leere. Ihr Blick ging durch das blasse Spiegelbild im Fenster hindurch, als wäre es eine Fremde, die sie dort anstarrte. Und Theresa wünschte, es wäre so. Sie wollte nicht dieses eingefallene Gesicht mit den großen, ruhelosen Augen, den schlechten Zähnen und der ausgewaschenen Dauerwelle. Sie wollte keine Frau sein, die den ganzen Tag nichts anderes tat, als darauf zu warten, dass der Mann zurückkam, dem sie nichts mehr zu sagen hatte.

Sie wollte nicht die Frau mit dem schreienden Baby sein, zu dem sie sich hatte überreden lassen, in der Hoffnung, ihre Ehe zu retten.

Sie wollte jemand anderes sein.

Oder am besten... niemand mehr.

„Du solltest dich ein bisschen frisch machen.“

Besorgt sah Stella zu ihrer Freundin herüber. Sie war mit 32 ein bisschen jünger als Theresa, kräftiger, mit einer rosigen, sommersprossigen Haut

und hellen, roten Haaren, die sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Ihr rundes Gesicht mit den vollen Lippen und den grünen Augen hatte weiche Züge. Doch jetzt lagen Falten auf ihrer Stirn. Sie machte sich Sorgen um Theresa. Und um Henry.

„Ach, wozu?“, seufzte Theresa und ließ sich etwas tiefer ins Sofa sinken. „Vielleicht war es gar keine gute Idee, bei der Zeitung anzurufen. Vielleicht wäre es das beste, wenn Henry einfach verschwunden bleibt...“

„Das ist nicht dein Ernst, Terry. Hör auf damit. Du brauchst Henry.“

Sie grinste schief. „Ach ja? Wofür denn? Weil er ein guter Vater ist? Weil er mich abgöttisch liebt, oder so ein Scheiß? Mann, du kennst ihn, Stella. Kein Schwein braucht Henry Bogg. Und ich am wenigsten.“

Stella Barnes wandte sich ab und sah wieder aus dem großen Fenster, hinab auf die Stadt. Und auf die übrigen Hochhäuser, die wie vereinzelte Reißzähne in den Himmel ragten. Die Stadt hatte sie vor über 40 Jahren hochgezogen, als die Gegend hier an der Ostküste Englands noch boomte, die Fischindustrie und die Werften schwarze Zahlen schrieben und jeder Arbeit hatte. Damals gab es hier eine starke Wirtschaft. Doch das war lange her.

Wachsende Metropolen und Zentralisierung hatten ihr die Luft zum Wachsen genommen. Immer mehr Branchen waren abgewandert und alles was jetzt noch blieb, war die kleine Werft, der stagnierende Umschlagplatz und die Fischfabrik, die um ihr Überleben kämpfte.

Mit rund 40.000 Einwohnern war die Stadt nicht klein, aber sie hatte es verpasst, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Malerisch in einer zerklüfteten Bucht mit sanften Strandabschnitten gelegen, hätte sie ein Tourismusmagnet werden können. Doch die Politik hatte sich entschieden, an der Industrie festzuhalten. Hatte Techniken gefördert, die zwar nicht modern und umweltfreundlich, aber dafür billig und ergiebig waren.

Es gab eine handvoll Investoren und Politiker, die davon profitierten. Die wohnten oberhalb der Klippen im Süden in teuren Villen mit großen Grundstücken.

Und es gab weitaus mehr Menschen, die daran zugrunde gingen. Sie wohnten weiter nördlich rund um das Hafengebiet, in der Nähe der Kais, eingepfercht in anonymen Hochhäusern, die von den meisten nur die „Legebatterien“ genannt wurden.

Stella hatte schon viele Städte kennengelernt, bevor sie vor zwei Jahren hierher gekommen und „hängen geblieben“ war. Aber sie fand, dass der

Bruch zwischen Arm und Reich nirgendwo so komprimiert und so deutlich sichtbar war, wie hier. Und jeder schien es hinzunehmen. Die Reichen sahen weg, die Armen beklagten ihr Schicksal. Und jeder blieb der Rolle treu, in die er entweder hineingeboren worden war, oder die er sich selbst ausgesucht hatte.

Und Stella selbst?

Sie wohnte irgendwo in der Mitte der beiden Extreme im gesichtslosen Stadtzentrum, zwischen kastenförmigen Neubauten und alten, kleinen Häuschen mit mickrigen Vorgärten. Sie gehörte zu dem Teil der Bevölkerung, der zwar nicht reich genug war, um glücklich zu sein, aber auch nicht arm genug, um sich wirklich beklagen zu können. Sie hatte mehrere Jobs, arbeitete in einer Bar und manchmal tagsüber in einem Lebensmittelladen. Sie war allein, kam mit ihrem Geld aus und das reichte ihr. Ihre Wohnung lag im Zentrum der Stadt, in einem kleinen Mehrfamilienhaus. Weit weg von den Villen, aber auch weit genug weg von den Hochhäusern. Und ein Blick aus diesem Fenster genügte, um sich dankbar dafür zu fühlen. Stella zuckte zusammen, als sie das Klingeln an der Tür hörte. Theresa drehte kaum den Kopf. „Bleib sitzen, ich mache auf.“

Sie betätigte den Summer, nachdem sich Quinn von unten gemeldet hatte und wartete, bis er vor der Tür auftauchte. Er lächelte müde.

„Quinn Carew. Ich komme von der Zeitung. Sie hatten angerufen?“

Stella erwiderte das Lächeln und ergriff die ausgestreckte Hand. „Stella Barnes. Ich bin Terrys Freundin. Kommen Sie rein.“

Quinn sah sich in der spärlich eingerichteten Wohnung kurz um. Es roch nach Rauch, altem Fett und Gras. Theresa Bogg nickte ihm kurz zu, als er reinkam und Stella ihm einen Sessel anbot. Nicht mal die Möbel passten zueinander. Und es war sicher nicht der erste Haushalt, in dem sie standen. Quinn zückte Block und Stift, sah aber immer wieder zu Stella, statt zu Theresa Bogg. Den angebotenen Tee lehnte er ab. Er machte sich Notizen, ließ sich beschreiben, wann Henry Bogg zum letzten Mal zu Hause gewesen war und ob an dem Tag irgendwas ungewöhnliches vorgefallen war. Er kam sich schon vor wie ein Bulle.

Theresa Bogg beantwortete alle Fragen brav und teilnahmslos. Quinn ließ sich auch die Reaktion der Polizei beschreiben und machte sich ein paar Ausrufezeichen an den Rand seines Blocks. Denen wollte er mal auf den Zahn fühlen.

„Und was haben Sie jetzt vor?“, fragte Theresa tonlos, als Quinn den Block wieder zusammenklappte.

„Keine Ahnung, Mrs. Bogg. Ich werde mal bei der Polizei nachfragen. Und natürlich in der Fischfabrik. Und wer weiß, vielleicht taucht ihr Mann ja in der Zwischenzeit wieder auf.“

Theresa nickte, dann wurde sie von ihrem Handy abgelenkt. Plötzlich kam Leben in die Frau. Sie nahm das Gerät vom Tisch, aktivierte den Bildschirm und vertiefte sich in das, was dort stand. Zwischendurch kicherte sie, tippte etwas, aber schien ihre Umwelt völlig vergessen zu haben. Quinn wartete noch kurz, dann stand er auf.

„Tja, Mrs. Bogg. Ich danke Ihnen für Ihre Zeit...“

„Kein Ding“, antwortete Theresa, ohne von ihrem Handy aufzusehen. Stella brachte den Journalisten zur Tür.

„Sorry wegen Terry. Sie ist ziemlich kaputt, wissen Sie. Ganz allein. Mit dem Baby...“

„Ein Baby?“

„Ja. Es schläft nebenan. Danke, dass Sie sich die Mühe gemacht haben und raus gekommen sind, Mr. Carew.“

„Habe ich gerne gemacht. Ich hoffe, Henry Bogg taucht wieder auf.“

Stellas Ausdruck wurde nachdenklich. „Wäre nicht der erste, der verschwindet und plötzlich wie aus dem Nichts wieder auf der Matte steht.“

„Was meinen Sie?“

Sie hob die Schultern. „Ach, vielleicht ist es auch nichts. Ein Gast, unten aus dem *Seashell*, wo ich arbeite war plötzlich auch wie vom Erdboden verschluckt. Er hat letzte Woche einen Deckel gemacht, wollte am nächsten Tag wiederkommen. Obwohl wir da eigentlich zu haben. Da er sowieso jeden Abend da ist, habe ich mir nichts dabei gedacht. Aber er kam nicht. Und auch an den beiden Abenden darauf nicht. Erst vorgestern tauchte er plötzlich wieder auf. Und als ich ihn gefragt habe, wo er denn war, meinte er, er wisse es nicht mehr. Er sprach von einem kompletten Blackout. Er wäre an dem Abend, wo er den Deckel gemacht hat, auf dem Weg nach Hause gewesen und dann plötzlich: nichts mehr. Und drei Tage später sei er einfach auf seinem Sofa wieder aufgewacht.“

„Klingt seltsam.“

„Das kann ich Ihnen sagen. Ist aber auch ein seltsamer Typ. Wenn Sie ihn mal treffen wollen, kommen Sie doch im *Seashell* vorbei. Ich arbeite

eigentlich jeden Abend dort – außer mittwochs.“

Sie lächelte und Quinn erwiderte das Lächeln.

„Ja, wieso nicht. Danke für den Tipp.“

Als Quinn im Fahrstuhl verschwunden war, schloss Stella die Tür wieder und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Der Fernseher lief, aber Theresa war noch immer mit ihrem Handy beschäftigt.

Nebenan begann das Baby zu weinen.